

André Gide's „Oedipus“.

Athènes Stadttheater.

Wenn der Vorhang sich hebt, steht König Oedipus in Feldgras: Uniform mit Stahlhelm (aber auch mit toterartiger Schärpe) in einer antiken Säulenhalle (aber eingerichtet mit Stahlmöbeln) und spricht kluge Worte. Auf eine sehr unpathetische Manier sehr kluge Worte über sehr pathetische Dinge. Auf halbem Wege zwischen Antike und Moderne, aber nicht im Mittelalter, sondern pendelnd.

Dieses „auf halbem Wege“ des französischen Dichters André Gide ist durchaus keine nebensächliche Neuerung — es hat die entsprechende Parallele in der geistigen Stellungnahme zu den Geschehnissen der Handlung. Alles was im antiken Drama des Sophokles geschieht, geschieht auch bei Gide, nur die Betrachtungen des Geschehens sind von einem modernen, dem Sophokles fremden Geiste diktiert.

André Gide ist ein Dichter von hoher Geistigkeit und romanischer Klarheit, bereichert um Züge unfranzösischen Denkens dank seiner Kenntnis deutscher Philosophie und östlichen Empfindens. Was reizte ihn, den grauenhaften Stoff des griechischen Mythos in die Hand zu nehmen und von der Seite moderner Psychologie her zu erleuchten? Wo ist für ihn der zwingende Anknüpfungspunkt, in Menschen der Antike mit den Mitteln von heute den ewigen Menschen zu suchen?

Ihn reizte Oedipus — so wie er Oedipus sah. Einen Menschen von isolierter Größe, mit der Freiheit und Kühnheit eines nur sich Verantwortlichen, ein Richter seiner eigenen Taten, der sich Leiden schafft durch Blendung, um, gelöst von allen Banden der Familie und seines Landes, einem unbekanntem Ziele, seinem Gott entgegen zu wandern.

Aber — da André Gide auf halbem Wege stehen blieb — dieser Sinn wird verwischt durch das Festhalten an der sophokleischen Handlung. Oedipus soll der Mensch von heute sein, der zu zweifeln beginnt an allen Bindungen seines Lebens, aber Gide läßt ihn wie Sophokles zwanzig Jahre lang ein Leben ohne Zweifel führen (obwohl sie ihm längst gekommen sein müßten!) und die Zweifel wachsen nicht aus der eigenen Brust, sondern werden — wie bei Sophokles — geweckt vom Priester und Seher Kreon. Und so geht's in allen Punkten: dem Sinne nach soll er die treibende Kraft sein und im Geschehen ist er das Opfer dunkler Mächte. Und Erfüller von Weissagungen, an die er eigentlich nicht glauben dürfte.

So bleibt ein Spiel kluger Worte um Dinge, die nicht klug zu sein brauchen, um groß und

schwer zu sein. Denen Arbeit hier die letzte, erschütternde Tragik nimmt. Ob Jolaste sich erhängt, als ihr jahrzehntelanger Bund mit dem Sohne Oedipus offenbar wird und in den Mund der Gasse kommt, ob der Schwager Kreon, ein geschmeidiger Diplomat in Generalsuniform, die Herrschaft antritt oder nicht, ob die Söhne des unseligen Bundes als einziges Gesprächsthema ihre zärtlichen Beziehungen zu den Schwestern psychoanalytisch erörtern oder nicht — wen packt es, wen erschüttert es!? — Der Geist hat ihre Tragik unterhöhlt und mattgesetzt.

Dennoch bleibt es ein mutiges Verdienst, André Gide aufgeführt zu haben. In einer Darstellung, die dem Regisseur Otto Hennig und den Schauspielern alle Ehre macht.

Kurt Eggers-Kestner spielte den Oedipus, und damit war die schwere Rolle in besten Händen. Eggers-Kestner hat die Kraft und zugleich den Geist, die Tiefe und die wache Nervigkeit. In seinen Worten war der suchende, zweifelnde und im Zusammenbruch noch ungebrochene Mensch Oedipus, der dem Dichter vorgeschwebt hatte. Er im wesentlichen trug das Experiment und rettete Gestalt und Dichtung. Den Schwager Kreon gab Carl Kuhlmann: mit kluger, kühler Anpassungsfähigkeit, geschickt den eigenen Vorteil während und vorsichtig im gewohnten Gleis verharrend. Schauspielertisch eine absolut befriedigende Leistung. Hanns Fischer war als Kreon ein prächtiger Hauskaplan von schlauer Würde und in der Sicherheit der alten Götter ruhend. Harry Giese und Robert Harrecht

als Söhne hatten nicht allzuviel Gelegenheit, Persönlichkeit zu zeigen. In ihrem einzigen größeren Gespräch spielten sie mit Geschick frühreife Brut mit intellektueller Neugier. Die Jolaste von Edith Wiese blieb ein wenig farblos, was zum Teil auf das Konto Gides zu setzen ist. Uebrigens sollte man es ruhig wagen, sie älter zu spielen, denn sie muß es sein. Harriet Pöfler war gut als ernsthafte, am Vater hängende Tochter Antigone; Inge Schmidt als kleine leichtfrizige Ismene, der alles noch ein halbes unbedeutendes Spiel ist.

Der Beifall war stark, sehr stark und galt wohl in erster Linie der trefflichen Darstellung. André Gides Geistigkeit allein — wiewohl durch Erläuterungen und Kommentare des Programms reichlich belegt — hätte wohl kaum so viel Beifall gefunden. Es stimmt ein wenig skeptisch, wenn allzuviel Zeugen aufgeboten werden müssen für die Beweiskraft eines Dramas.

E. A. G.

Gründ-Drucker-Theater. Am Freitag ist für nachmittags 4 Uhr „Inäke“ von Van Fabricius angelegt; abends 8 Uhr gelangt „Die Leidende“ von Paul Behren zur Aufführung.

Hann. Lippes Fremdenblatt

15 Nov - 32